Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 43

Artikel: Die Seph und der Sepp
Autor: Baltinester, Wilhelmine

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646022

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

land, von Deutschland zur Zeit der Demagogenverfolgungen auf die Karlsbader-Beschlüffe. Von den ausländischen Politikern, die übrigens oft durch falsche und aufgebauschte Meldungen der Spione unterrichtet waren, fam nun eine Note nach der andern: Gleich nach dem Monarchenkongreß zu Laibach erschienen Noten von Desterreich, Preußen und Rufland, die die Ausweisung der Flüchtlinge verlangten, da die Schweiz ihre garantierte Neutralität nicht zum Schutze der revolutionären Flüchtlinge ausnuten dürfe. Das Ausland drohte sogar mit Nichtachtung unserer Neutralität, sowie mit Grenzsperren. Die Lage für die Schweiz war wirklich gefährlich, dazu war fie noch innerlich uneinig, und des= halb mußte sie nachgiebig sein: 1823 beschließt die Tagsatzung, das Preß= und Fremdenkonklusum in Kraft zu sehen. Es be= stimmte 1. Zensur, 2. Flüchtlinge, die im Ausland aufrührerisch gewirft haben, sollen nicht mehr aufgenommen werden; solche, die sich Umtriebe zu Schulden kommen ließen, sollen ausgewiesen werden. "... nachdem die Beschlüffe ... ihren Zweck vollkom= men erreicht hatten, das erschütterte Bertrauen der Großmächte aufs neue zu begründen . . . ", wurde das Breß- und Fremdenfonflusum 1829 nicht mehr erneuert.

Da ging 1830 die Kunde von der Julirevolution durch die Welt. Freudige Erregung war überall, neue Hoffnungen wurden geweckt. Die Folge waren neue Aufstände in Bolen, Italien und Deutschland. Doch die Hoffnungen der Boltsherrschaft scheiterten. Darum suchten wieder zahlreiche Flüchtlinge in der Schweiz Schutz. Man hatte in der Schweiz den freiheitlichen Bestrebungen mit Sympathie gefolgt. Die Fremden wurden oft geradezu als Märtyrer der Freiheit angestaunt und waren den gerade herrschenden Liberalen meist willkommen. Die Schulreform forderte viele neue tüchtige Beiftesträfte. So murden viele als Professoren berufen, andere fanden Anstellung als Mittel= oder Bolksschullehrer. Aber die große Masse war arm und schlug sich durch mit handlangerarbeiten, Uebersegen usw. Was der neue Geist, der von den durch revolutionäre und republikanische Ideen verwirrten Ausländern in die Schweiz getragen murde, oft für Früchte trug, zeigt folgendes kurzes Beifpiel: Unter dem Deutschen Rauschenplat erklärte sich das kleine Dorf Diepflingen, Baselland, als unabhängige Republik. Die Berfassung hatte Rauschenplat verfertigt. Diese neugeborne Republik bestund aus ganzen 59 Aktivbürgern. Doch wurde dann der republikanischen Herrlichkeit Diepflingens mit Silfe der Bafler Landjäger ein Ende bereitet. Rauschenplat wurde übrigens später Professor in Bern.

Der unerwartete Einmarsch von 348 polnischen Offizieren hatte die Berner Regierung in Berlegenheit gebracht. In der ganzen Schweiz entstunden wieder Hilfsorganisationen als den Polen die Mittel ausgingen. Im ersten Jahr allein kostete ihr Unterhalt 37,000 Franken. (Nach anderer Angabe fogar 108,000 Franken.) Das gab nun auf dem Land Anlaß zu Mißstimmung. Selbstverständlich murden fie entwaffnet. Aber fie hatten nur "... zehn Sabeln ... " und einige Pistolen bei sich. Durch ihre Betätigung am Einfall in Savonen wurde den Diplomaten wieder zu Arbeit verholfen. Sogar bejahrte Beiftliche sollen in den kalten Januarnächten den Bolen Fußwege durch die Rebberge gezeigt haben. In Nyon wurden die Flüchtlinge ". . . von der Einwohnerschaft . . . gehatschelt Ludwig Snell nannte den Savonerzug einen großen, an der Schweiz verübten Betrug. In derben Noten murde die Schweiz des Friedensbruches angeklagt. Den Mächten murde eröffnet, daß man die Teilnehmer ausweisen wolle. Aber darin wurde eine Fügsamkeit erblickt: Aus dem Notenregen murde ein Notenhagel. Es murde gedroht mit Grenzsperre und Verkehrshemmungen, die Ausweis fung fämtlicher Flüchtlinge murde verlangt. Auch die öffentliche Meinung murde in Deutschland in jeder Beise gegen uns aufgebracht: Karlsruher Zeitung 1834: ". . . Böllerei, Unzucht, Raub, Mord und Brand nehmen mit einer furchtbaren Schnellig= feit zu . . . " oder ". . . die Schweiz gleicht einem Schiff mit trunkenen Matrosen bemannt, aber ohne Steuermann Die Blätter aus der Schweiz wurden verboten. Man fing an die Folgen zu spüren. Der "Republikaner" schrieb: "... taufend

Handelsgeschäfte sind deshalb unterblieben, tausend Bergnügungsreisen nach der Schweiz ausgegeben worden . . . Im Juni fam eine dritte Ladung diplomatischer Noten. "Berner Bolfsfreund": ". . . Es ist ja wahrhaftig nicht zum Aushalten, dies ewige diplomatische Gewäsch. Man schämt sich ja, wenn man als Zeitungsschreiber dem Publikum immer nur die alte Leier vorspielen kann . . . Der Sperrschrecken erreichte immerhin sein Ziel: ". . . Suchen wir durch Nachgiedigkeit der Sache ein Ende zu bereiten, wir sind ja nicht schuld daran, daß wir in diesen Dreck geraten sind . . . In Zeitungen und öffentlichen Bersammlungen wurde dieser Kleinmut saut verurteilt. Wir sehen schweiz hochgehaltene Usplrecht ihr oft eingebracht hat.

Schluß folgt.

Die Seph und der Sepp

Von Wilhelmine Baltinester

Die Seph, die Tochter vom Sellbauer, kann sich zum Heiraten nicht entschließen. Es gibt im Dorf und in allen Nachbardörfern keinen Burschen, der ihr recht gefällt. Ist er reich, so hat er nicht genug Schneid, hat er genug Schneid, ist er nicht reich genug. Und dann ist's noch was, das die Seph sucht; was es ist, weiß sie selber nicht. Es muß halt der Richtige sein, und der ist noch nicht gekommen. Die Seph selbst ist bildschön und reich und sehr hochmütig gegen die Männer.

Erst hat der Bater wegen ihrer wählerischen Art gewettert, dann hat er sie inständig gebeten, doch keine alte Jungser zu werden, dann hat er mit Wettern und Bitten allmählich ausgehört, weil's ja doch nichts hilst. So wird die Seph sechsundzwanzig Jahre alt, aber man kann sie ruhig für neunzehn halten. Geht sie tanzen, ist immer ein Troß Buam hinter ihr her, geht sie auf einen Jahrmarkt, gibt es kaum ein Wannsbild, das sich den Hals nach ihr nicht langdreht. Sie könnte noch immer haben, wen sie will. Sie will aber nicht.

Eines Tages geht die Seph ins nächste Dorf, um ihre Freundin, die dort verheiratet ift, zu besuchen. Auf dem Beimweg, noch in der Nähe des fremden Dorfes, kommt sie an einem hügel vorbei, auf dem ein Kapellchen steht. Ueber den schmalen Hügelpfad schwankt, von der Kapelle her kommend, ein altes Beiberl. Es geht so seltsam haltlos nach rechts und links, und ber Rosenkranz, den es zwischen den Händen hält, schlottert. Die Seph bleibt stehen, schaut, springt mit ein paar Sätzen hinauf. Sie kommt eben zurecht, um das Weiberl in ihren fräftigen jungen Armen aufzufangen und vor dem Sturze zu bewahren. Sie halt die Ohnmächtige an sich gedrückt; fie auf die Erde niedergleiten zu laffen, wagt fie nicht recht, aus Angst, ihr dabei weh zu tun. Sie steht also, mit dem Mutterl in den Armen, da, und schaut die ganze Landstraße auf und ab, ohne jemand zu sehen. Endlich — das Weiberl wird trot Zureden fein bischen munter — entschließt sie sich zu rusen: "Oha! Oha! Is niemand da?"

Vielleicht wacht das Weiberl vom Geschrei auf. Es ist so weiß und verschrumpft, am Ende ist's schon tot? Der Seph wird ein bissel kalt. Niederlegen mag sie ihre Last aber doch nicht.

"Oha! Oha!" ruft sie weiter.

Aus dem Walde drüben kommen zwei Holzknechte hervor. Sie sind noch weit. Sie strengt ihre Lungen an, so sehr sie kann. Auf dem Hügel oben muß man sie ja gut sehen, wie sie dasteht mit der halbtoten Frau. Der eine der Anechte sängt an zu laufen. Es dauert immerhin eine gute Weile, bis er da sein kann. Endlich steht er oben.

"Der Frau is schlecht — oder is goar scho tot! Hilf mir s' bettn daher!"

Er hilft ihr das Weiblein niederzulegen. Es liegt im Gras und muckft sich nicht.

"Haft a Feldflaschn da, gib Wasser her!" Etwas herrisch fommandiert die Seph mit ihm. Er sieht aus gebückter Stellung von unten her verwundert zu ihr auf. Der Blick fragt: Na, no? Was hast denn du so mit mir herumzuschaffen?

Unter den kalten Waffertropfen wird das Weiberl lebendig, regt sich, schnauft, schlägt die Augen auf, lallt, läßt — noch halb im Dämmer der Ohnmacht — sofort wieder die verbogenen Gictfinger um den Rosenkranz laufen.

"Boas is denn gschehn, Muatterl?" fragt der Bursch.

"Gschehn? Is woas gschehn?" fragt sie verwundert und schaut ihm und dem Mädel ins Gesicht.

"Wer seids Des?"

"No, gfundn habn wir dich! 's war dir halt a biffele schlecht," beschwichtigt der Bursch.

"So? Ja — a bissele schlecht . . . ", wiederholt sie gedanken= verloren und starrt in den blauen Himmel. Die Seph schiebt ihr eine Hand als Stütze unter den Kopf. "Klaubt's mi z'samm, i will hoam!" fagt das Weiberl.

Sie helfen ihr auf, sie schwankt. "Wohnst weit?" fragt die Seph.

"Ums Ect — am Mühlbach drunt."

"Wir führn di scho hin!" sagt der Bursch. "Is eh scho Feier= abend, i geh hoam."

Zufrieden nickt das Mutterl. "Halt ja. Ma is siebenund= achtzig Joahr, o mei . . .

Die Seph und der Bursch packen rechts und links an und führen die Alte in ihr Häusl, wo eine Tochter, selbst schon eis= grau, fie bereits unruhig erwartet.

Die Seph und der Bursch gehen vom Häusl weg.

"Adjes!" sagt er. "Adjes", nickt die Seph.

Aber sie gehen weiter nebeneinander, denn sie schlagen den= selben Weg ein.

"Bischt von Kirchdorf?" fragt er.

"Ja."

Er wundert sich, daß sie nicht fragt, von wo er ber ift. Hochmütig ist die! Bon selbst wird er ihr's auch nicht sagen, daß er kaum eine halbe Stunde weit von hier in einem Kleinbauerngehöft wohnt. Er geht und pfeift, stößt Steine, die ihm im Weg liegen, mit der Stiefelspite vor fich ber.

Die Seph geht schweigsam. Warum läuft der mit? Sie will allein geben. Sie bleibt fteben, pflückt eine Blume vom Beg= rand. Er geht weiter. So wird sie ihn los. Mit seinen langen Schritten hat er bald Borfprung. Die Seph pflückt noch Blumen, wertlose, staubige Wiesenblumen, wie sie eben am Wegrand find, sie wird sie dann fortwerfen. Erst als sie sieht, daß er ver= schwunden ist, geht sie ihren Weg geradeaus weiter.

Es vergehen einige Wochen. Der Bauer Sell sitt vor der Haustür und verhandelt mit Holzknechten, die sich für seinen Holzschlag, den er im Hochwald oben hat, gemeldet haben. Die Seph geht über den Hof. Den einen, der dasteht, kennt sie. Näher kommend, hört sie den Bater fagen: "Alsdann, morgen gehft aufi zum Schlag. Bischt aufgnommn! Ent andere brauch i derweil nit; hab eh noch drei Knecht obn." Der neue Holzknecht erblickt die Seph und schaut schnell auf den Boden.

.Seph, fag der Fanni, 's wird einer mehr mitessn heunt!" ruft ihr der Bauer zu.

Die Seph geht ins Haus. Grußen hätte der da fie können! Sie sigen alle um den Tisch, die Herrenleut, Knechte, Mägde, ganz unten der neue Holzknecht. Die Seph schaut einmal ans Tischende hinunter. Der Holzknecht hat die Blicke auf seinem Teller.

Nach dem Effen behält ihn der Bauer noch zurück, erklärt ihm noch dies und das, denn er schickt ihn für längere Zeit auf den Holzschlag.

Als er geht, steht die Seph unter der Haustür. Er muß dicht an ihr vorbei.

"Rennst mi nit, daß nit grüaßt?" stellt sie ihn.

"Di? I hoan di scho wo gsehn — aba wo, woaß i nit!" er= widert er.

Sein stolzes Lügen emport sie. Wie groß er tut, so ein Anecht!

"Dann sperr nächstesmal deine Augen besser auf!" fährt sie ihn an und tritt ins Haus zurück. Er geht davon.

"Batern, woas haft denn affrat den da aufgnommn?" fragt die Seph, als sie wieder in die Stube kommt.

"Warum nit? Er war der stärtste Kerl von alln! Er war beim Krutschenbauer und beim Staluber Holzknecht, hat guate Beugnis, fauft nit, und is a Mordsterl, der Sepp, dos fiagt ma eahm an! haft dir seine Muskeln angschaut?"

"I hoan mir seine Muskeln nit angschaut. Aba 3'wida is er!"

"Beh, hör auf!" fagt der Bauer, gutmütig abwinkend. "Woas woaßt du! Dir is ja alls z'wida, woas a Moannsbild is!"

Es gibt ihr keine Rube, daß einer stolz sein darf gegen sie, daß er so tat, als würde er sie nicht erkennen. Ein Holzknecht! Bum Lachen! Bo die Reichsten im Dorf hinter ihr her find! So ein Hergelaufener!

Sonntag kommen die anderen Holzknechte vom Hochwald herunter, um beim Bauer zu effen und Lebensmittel zu faffen. Der Sepp kommt nicht mit ihnen.

Spätnachmittag erft ftelzt er daher. Die Seph ift gerade allein im haus, der Bater ift beim Wirt, Knechte und Mägde sind im Dorf.

Sie fteht in der Stube und legt das Efzeug fürs Abendeffen zurecht. Als die Tür aufgeht und er dasteht, wendet sie sich jäh um.

"Grüaß Gott."

"Grüaß Gott", fagt fie gleichmütig.

"Is der Bauer nit dahoam?"

"Maa."

"Kummt er bald?"

"Woll."

"Da wart i halt."

Sie gibt feine Antwort, geht aus der Stube, fommt nach einer Beile mit einem Laib Brot und einem Rafe zurück, legt beides vor ihn hin.

Er ift, ohne zu danken.

"Dös alte Weiberl is gftorbn vor zwaa Täg", fagt er. Sie steht und schaut ihn an. "So? Da schau her: Du erinnerst di jet also doch, mi gsehn zu habn damals!"

Er zuckt die Achseln.

"Wann is do Leich?" fragt fie.

"Woaß nit. Is a liabs alts Muatterl gwen! Erinnert mit an mei Groafmuatta felig."

"Bischt von weither?"

"Von weit. Nah beim Boarischen."

Sie schweigen. Nach einer Beile fängt er an: "Es woar a großer Hof dahoam. Der Bata hat nomal gheiratet, und die Frau war achtzehn und er vierzig. Sie war nit brav, glei von aller Anfang. Dös hat er si zu Herzn gnumma und is ins Wirts= haus gangn, und 's Geld war bald verputt. Is halt nir mehr da gwen 3'lest. Sind wir halt Knecht wordn, do Brüada und i; wiar der Hof unterm Hammer woar, san wir scho große Buam gweft. A Schwefta hoan i aa, die hat no a Glück ghabt, hat gheirat und is ihre eigene Frau.

"A Glück ghabt?" fragt fie höhnisch.

"No ja! Hör amal, wann eine nir hat, und einer nimmt fie, und fie braucht nit als Magd 3' gehn und a saure alte Jungfer wern!"

Sie fieht ihn scharf an. Ift die faure alte Jungfer etwa auf fie gemünzt? Aber dann reckt fie fich. Mit ihren sechsundzwanzig Jahren wird's keinem einfallen, sie eine alte Jungfer zu nennen. Dennoch spricht sie nicht weiter, nimmt eine Schüssel, geht in die Rüche und kommt nicht wieder herein.

Ihm wird's langweilig in der Stube. But eine halbe Stunde hodt er allein dort. Dann fteht er auf, kommt in die Rüche gestapft. Sie steht am Herd, fängt schnell etwas zu rühren an. Er tritt näher, fieht, daß der Topf in dem fie rührt, leer ift.

Sie schaut auf. Mit einem Male haben fie Blid in Blid verbohrt.

In der Stube drinnen geht die Tür auf, der Bauer kommt. Der Sepp geht in die Stube hinüber. Die Seph hört den Bater mit ihm reden. Dann kommt der Sepp zur Rüchentür.

"Alsdann, adjes", sagt er in die Küche hinein und dreht seinen hut in der Hand.

"Adjes", sagt sie vom Herd her, ohne den Kopf nach ihm umzuwenden.

Bier Sonntage zeigt er sich nicht auf dem Hof. Am fünften kommt er ganz spät. Der Bauer ist zu Hause. Die Seph auch. Sie läßt sich Zeit, ehe sie den Gruß des Sepp erwidert.

Als er fortgeht, steht die Seph im dunkeln Hof am Brunnen. "Bhüat di Gott!" fagt er.

"Bhüat di Gott! 's muaß nit fad sein obn auf 'm Holz-schlag, daß d' so viele Sunntig obn hockst!"

"O na — is goar nit so fad", lacht er verlegen.

Sie wendet sich ab.

Da hat er jäh seinen Arm um ihre Mitte, preßt sie an sich und füßt sie unbändig und wie ein Ausgehungerter, läßt sie dann los und verschwindet mit einem Laut, der ihr wie ein Schluchzen oder Stöhnen im Ohr bleibt, in der Dunkelheit.

Wie vom Blig getroffen steht fie da.

Der Sonntag kommt — aber nicht er.

Um nächsten Tag steigt die Seph den steinigen Weg zum Hochwald hinauf. Vier Stunden hat sie zu gehen, die sie den noch fernen Lärm vom Holzschlag hört. Sie steht und schaut durch die nackten Stämme. Eine Art bligt. Der dort mit der Art dreinhaut, ist der Sepp. Sie schaut rechts und links. Die andern sind nicht in der Nähe. Sie geht auf ihn zu, die Stirn gefurcht. Er blickt auf.

"'s woar dei Pflicht, 3'fumma!" fagt fie.

Er wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, preßt die Lippen zusammen.

"Glaubst, daß ma a Selltochter füßt, ohne sich zu verlobn?" fragt sie rauh.

Er tämpft. Dann sagt er: "I mag mi aba nit verlobn!" Sie wird freideweiß. Da steht sie nun und trägt sich einem Holzsnecht ihres Vaters an, sie, die Seph, die die Reichsten aus dem Dorf ausgeschlagen hat, und dieser Holzsnecht sagt nein! Fortsetzung auf Seite 1035.

Das Etzelwerk ist fertig

Von Walter Schweizer, Bern

Die Sihl ist gestaut — Die Schweiz hat einen neuen See!

So könnte man in kurzen Worten dieses 65 Millionen-Werk abtun. Was sich aber dahinter für eine Arbeit verbirgt, davon mögen die folgenden Zeilen Ausschluß geben.

Es werden jest ziemlich genau vierzig Jahre her sein, daß Ingenieur Kürsteiner aus St. Gallen in Berbindung mit der Maschinenfabrik Derlikon ein Etzelwerk-Projekt ausarbeitete, das auf sorgfältiger Grundlage sußend, einen großen Erfolg zu werben versprach. Leider führten dann die Unterhandlungen mit den beteiligten Kantonen zu keinem Ziele, so daß man auf das Projekt verzichten mußte. Im Jahre 1909 schlossen dann die Bundesbahnen mit der Maschinenfabrik Derlikon einen Bertrag ab wegen Abtretung des Projektes mit sämtlichen Studien und Untersuchungen. Aber erst 1925 waren die Berhandlungen mit den Kantonen Schwyz, Zug und Zürich soweit gediehen, daß die Exelwerk-Konzessionen genehmigt wurden.

Mit dem Bau wurde im Frühjahr 1932 begonnen und zwar auf der ganzen Linie. Erst mußten gewaltige Fluß= und Bach= verbauungen geschaffen werden und das für die Sibl, den Brunnenbach, die Minster wie auch für die rechtsufrig in den Siblsee mündenden Bäche Eu, Dimmer, Ricken und Groß. Die Gesamtlänge der von der Ehelwerk A.=G. zu verbauenden Bäche betrug 10,630 m, nicht eingerechnet die Sibl oberhalb der Studenerbrücke von rund 1,5 km Länge, die vom Kanton Schwyz verbaut wurde unter Beitragspflicht von 45 % durch die A.=G. Die Kosten für alse Berbauungen besiesen sich auf 2,7 Millionen.

In Berbindung mit den Bachverbauungen mußte auch das Seeufer neugestaltet werden, was viele kostspielige und große Auffüllungen zur Folge hatte. So wurden die seichten und flachen Uferstellen bei Groß und Dick mit rund 40.000 m³ Material aufgefüllt; bei Willerzell waren es ca. 120,000 m³ und zwar erreicht heute die Aufschüttungshöhe 70 cm über dem Normalstau des Sees, das heißt, sie liegt 893,30 Meter über Meer. Nach Süden zu wurde der See durch einen Abschlüßdamm von rund 800 Metern abgegrenzt, wodurch über 60,000 m² Land der Bebauung erhalten werden fonnten. Auch bei der Einsattelung des Horgenberges mußte der Stausee abgesperrt werden und das durch einen Staudamm von 155 m Länge, einer Höhe von 15 m und einer größten Breite von 73 Metern. Das Gesamts volumen beträgt 50,000 m³.

Der Werkbau bedingte aber noch andere wichtige Erdarbeisten, nämlich die von Straßen. So wurden um den Stausee herum rund 27 Kilometer Straßen erstellt. Hatten die meisten der bestehenden Straßen nur eine Breite von 2,5 m und kein Steinbett, so sind die neuen Straßen 3 und 4 m, die Hauptsstraßen sogar 5,4 m breit, und weisen ein Steinbett von durchsgehend 25 cm Stärke und eine Schotterlage von 8—12 cm auf.

Mit den Stragenbauten aufs engste verbunden sind am Sihlsee auch die neuen Brüden, die mahre Runstwerke der modernen Technik darstellen. So der Willerzeller-Biadukt, der von Birchli-Einsiedeln nach Willerzell führt; 1115 m lang und 4,5 m breit ift, mahrend der Steinbach-Biaduft nur eine Lange von 412 Metern hat. Dem Bezirk Einsiedeln wurde seinerzeit für den Verzicht auf den Willerzeller-Viadukt eine Entschädigung von 800,000 Franken offeriert, die er aber ablehnte. Heute belaufen sich die Kosten für die Straßen und Brücken um und über den Sihlsee auf rund 4,7 Millionen Franken. Was den Bau der Brücken enorm erschwerte, war der ungünstige, aus Torf und Seeschlamm bestehende Untergrund. Für den auf Bendeljochen ruhenden Brückenbau mußten gewaltige Pfählungen vorge-nommen werden und zwar kamen Pfähle bis zu 28 Meter Länge zur Verwendung. So waren beim Willerzeller-Biaduft, der 43 Deffnungen von 25 m und zwei Endöffnungen von 20 m Stütweite aufweist über 660 Fundamentpfähle und 98 Sockel erforderlich, mährend der Steinbach-Biaduft bei 412 Meter Länge 400 Bähle und 44 Sockel benötigte.

Die Staumauer in den Schlagen wurde als reine Schwergewichtsmauer errichtet. Sie hat einen Inhalt von ca. 25,000 m3. Auf 1 m3 Mauerinhalt kommen 3600 m3 Seeinhalt, (beim Kraftwerk Wäggital war dieses Verhältnis 1:640, beim Oberhassiwerk 1:230). Um beim Bau dieser Staumauer volle Sicherheit zu haben, murde der gewachsene Fels auf der Wafferseite bis Bu 30 Meter unter die Fundamentssohle mit Hochdruckinjektionen gedichtet. Die Mauer felbst zerfällt in einzelne, vollständig getrennte Blöcke von 12,4 m Breite, die flußaufwärts um 3 m vorgeschoben murden, um Blat für die Aufstellung der Windwerke zu erhalten. Die Mauerfrone hat eine Länge von 127 m und eine Breite von 4 Metern. Sie stellt gleichzeitig auch die Fahrverbindung von Roblosen nach Langrüti her. Unter der Staumauer, die den See auf 892,6 Meter Höhe staut, befindet sich der Stolleneinlauf und das auf 875,5 m, also rund 4,5 m unter dem tiefften Staufpiegel des Sees.

Bei der Staumauer in den Schlagen beginnt der 2940 Meter lange Druckftollen, der durch einen Ausläuser des Exels nach dem Wasserschlöß führt. Dieser Druckstollen bildet im ausdetonierten Justande eine Köhre von 3 m lichter Weite. Anschließend folgt die Druckleitung aus zwei Eisenrohren. Bom Wasserschlöß weg führt die Druckleitung nach der Zentrale, und das auf einer Länge von 2230 Metern. Erst kurz vor dem Apparatehaus, der Zentrale, geht der Stollen in die zweisträngige Druckleitung über. Dort wurde das Stollenprosil von 3 m auf 6,2 m Breite und 5 Meter Höhe erweitert, um das Hosenrohr ausnehmen zu können, das auf einer Länge von 18,3 m in den Stollen verankert ist. Im Apparatehaus kann jede Druckleitung mittels einer von Hand zu bedienenden und einer automatisch wirkenden Drosselkappe abgeschlossen werden. Die Wandstärken

Diese Schliffscheiben, die in der Größe von ca. 16—20 cm sind, bilden in den Häusern eine Zierde, wurden sie doch vielsach vom reichgewordenen oder sonst wohlhabenden Bauern bestellt, der damit gewissermaßen seinen Stolz darein setzte, sein Haus, in Bezug auf Brachtauswand, dem des Städters nachzugestalten. Undrerseits wurden viele dieser Schliffscheiben von Bekannten und Berwandten dem Hausbesitzer geschenkt. Werkwürdigerweise sinden wir in Berner Patrizierhäusern heute nur noch wenige dieser Aunstwerfe, dafür aber liebte es der Städter, eine solche Scheibe, meistens noch mit seinem Wappen verziert, seinem Lehenmanne, dem befreundeten Pfarrherrn oder Schulmeister als Präsent zu geben oder auch dem Wirte, in dessen Gasthaus er mit seinen Freunden einzusehren pslegte.

Die Kunst des Glasschnittes und der Glasschleiferei ent= midelte sich aus derjenigen des Steinschnittes, das heißt, aus der icon im frühen Altertum bekannten Technik, auf Bergkriftall ju gravieren. Den erften Erzeugniffen diefes Runfthandwerkes begegnen wir um das Jahr 1600 und als erste Meister müffen die Deutschen Lehmann und Schwanhardt angesprochen werden, die ein diesbezügliches Privileg von Rudolf II. im Jahre 1609 erhalten haben. Richtig in Schwung kam aber diese Kunft erft viel später, als die Blasschleifer in Böhmen und Schlesien ein verbeffertes, fristallklares Kreideglas herstellen konnten. Diese erste Beriode fällt in die Jahre 1680—1775, während in einer zweiten Periode die Schleifer Schlefiens den Vorrang hatten und zwar durch reich deforierte Glafer, die ihre höchste Blüte zur Zeit des Rotoko hatten. Mit der Erfindung des englischen, ichweren Bleiglases, das alle andern Gläfer zu verdrängen vermochte, erlitt auch die fünstlerisch hochentwickelte böhmische und schlesische Glasschleiferkunft ihren Todesstoß. Viele dieser Künst= ler wanderten aus und famen weit in der Welt herum. So er-ählt einer der ersten Schleifer, Kreybisch: "Auf das Jahr 1688 bin ich wiederumb das ander Mal verreiset mit Kaspar Heinichen und Mathäus Wendlicher und reiseten von haus mit einem guten Wagen .

Die ersten Schliffscheiben in der Schweiz, die wir in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts antreffen, dürften wohl von solch herumziehenden Glasschneidern angesertigt worden sein, von denen sich dann einige fpäter in der Schweiz niederließen. So gründeten die Brüder Siegwart aus St. Blasien eine erste Glasbütte in Hirfegg bei Flühli, wo fünstlerisch sehr hochwertige Gläser hergestellt wurden. Mit zwei andern Leuten aus dem Schwarzwald stellten sie später besonders Hohlger und Butzenscheiben her und legten auch verschiedene andere Glasbütten an, so in Romoos, in Rragental bei Flühli, in Semsales

(Freiburg) und später dann in Hergiswil.

Außer den reichen Wappenbildern stoßen wir auf Schliffscheiben, die für das Schreiner-, Müller- und Metgerhandwerk bestimmt waren, zudem auf die damals so beliebten Dragoner= scheiben wie nicht zusett auf viele kirchliche Sujets, wie den "Gündenfall unserer ersten Eltern im Baradies", "Jsaats Opfe-runa", "Grablegung" und "Kreuzigung". Was den Stil dieser Schliffscheiben anbetrifft, so finden wir hier vornehmlich Rokokoornamente und neben den Palmblättern. die immer eine Kaupt= rolle svielten. stoßen wir auf die Rokaille und das die Flächen ausfüllende Sterngitterwerk. Weistens handeln die Scheiben von Ritterzierart, Vollwappen mit Helm, Helmzier und Decken über der Inschrifttafel mit baroker Umrahmung, oder das Wappen befindet sich in einer reich verzierten, barocken Kartusche, die mit ichweren Perlbehängen oder Blumenguirlanden verziert ist, die aulett von einer reichen Umrahmung im gleichen Stil umgeben ift. In den Jahren 1760—69 herrscht sowohl im Stil wie in der Technik eine große Mannigfaltigkeit, und man hat das Gefühl, daß neben den kunstgeübten Graveuren sich auch gewöhnliche Glafer im neugufgekommenen Handwerk betätigten.

Interessant ist die Mode der Schliffscheibe insofern, als neben dem Aleinbürger insbesondere auch der Bauer sehr darauf hielt, ein eigenes Wappen zu besitzen. So entstanden um diese Zeit (1775) neben den altersher gebräuchlichen Hauszeichen und der Pflugschar, Wappen von Bauerngeschlechtern, die entweder mit Bezugnahme auf den Namen gebildet oder ganz neu ersunden worden sind. Auf vielen der Scheiben sindet sich sehr oft nur der Name des Hausbesitzers mit der Jahreszahl, dann enthält die Scheibe nichts anderes als noch einen mehr oder weniger frommen Spruch, der meist mit der Tätigkeit des Besitzers im Jusammenhange steht. So lesen wir auf verschiedenen Scheiben folgende Inschriften: "Das Erdrich thun wir umkehren/ mit Pflug und Pferden früh und spat / damit wir uns ernehren

/wie es Gott geordnet hat." Christen Klöß schreibt auf seine Scheibe: "Christum lieb haben ist besser dan alles wissen." Ein Viehhändler hatte solgenden Spruch: "Wer handelt recht nach Bittlichseit, ben dem ist Gott in Lieb und Leid." Ein Wirt hat auf seiner Scheibe solgenden fröhlichen Vers: "Win in Wis. Darum hüette dich für / Küllerej. drinke mäßiglich." Caspar Jeli, Wirt, hat mit dem Datum 1752 folgenden Spruch: "Wenns schon viel hartes Eisen ist / So kan mans erweichen mit der Hig. So sen es Gott auch heimgestellt / Mach ers mit uns wies in geselt." Neben den reinen Schlifsschen sinden wir da und dort auch noch Spruchscheiben mit längeren, moralisierenden Versen: "Hauslich die Eheläuth auch sein sollen / wan sie Etwas bekommen wollen. / und dem geseind nit alses vertrauwen / sondern selber darzu schauwen — / dein gewunen Gutt soll nit verprassen den Sonntag sollt sein Rub auch lassen — / und nicht an dem Gelt verzehren. / Vätt. Liß. sing und thu predig hören / hab Gott lieb und den Nächsten dein / haß und neid laß fern von dir sein. 1744."

Wie schon angedeutet, wurden die meisten Scheiben dem Besitzer geschenkt und so wundert es uns nicht, daß man bei vielen Scheiben die Dedikationen auch gleich verzeichnet findet: "Aus Herzes Liebe und Treu verehre ich Durs Hofer zu Bettenhausen meinem Bruder dies Pfenster neu. 1757."

So tragen die Schliffscheiben an unsern schmucken Bauernhäusern nicht wenig zur Belebung bei, wie die schönen, kunstreichen Ornamente über und unter den Gesimsen, die Spruchbänder oder Säulchen. Immer aber haben wir es mit etwas Bodenständigem, Wahrem, Schönem zu tun . . . eben jener Urbeit, die aus dem Bolk heraus entstanden ist und für das Bolk berechnet war.

"Gottes Güte Sägen und treu/sej in diesem Haus alle mor-/gen neuw.

(Die Seph und der Sepp. Fortsetzung.)

"Du wirscht!" teucht sie und ballt die Fäuste.

"Nix werd i! A Bufferl is no lang ta Verspruch nit."

Mit einem Ruck wendet sie sich ab und geht. Er schaut ihr nach, den Hals vorgestreckt, sieht, daß sie nicht den Weg ins Dorf nimmt, sondern höher hinauf, gegen die Felskante des Berges zu.

Die Seph steigt hinan mit hoch ausgreifenden Bergfrauensschritten. Oben weht der Wind. Steil stürzt die Felskante ab. Die Seph tritt ganz weit vor. Eine braune Faust reißt sie zurück.

"Laß mi!" Die Seph stößt den Sepp fort, daß er taumelt, aber er springt wieder vor, hält sie sest. Sie stemmt ihre Fäuste gegen seine Brust, will los von ihm. Wie Eisen umschließen sie seine Arme.

"Du!" fagt er, sein Gesicht so nah an dem ihren, daß seine Züge vor ihrem wirren Blick schwimmen. "Du, daß du's woaßt: glei damals, wiar dös alte Weiberl z'sammgefalln is, glei ba= mals bei der Rapelln, hoan i mi in di verschaut. Und dann warst harb, und i hoan darüber an Zorn ghabt, und wiar i goar gfehn hoan, daß du do Sellertochter bischt, da hoan i gwußt: aus is! Aba inwendig hat's noch immer nach dir gschrien!" Einer feiner Arme läßt fie los, und er schlägt fich mit der Fauft auf die Bruft. "Inwendig, woaßt, Tag und Nacht, bei jeder Arbat, immerzua! I bin dir aus 'm Weg gangn. Is nig: do Selltochter und a Holzknecht! Hoan di füßt, woar a Sünd von mir — hoan nit anders gekunnt, wiar du dort gstandn bischt im Finstern und i gwußt hoan, du ftehft dort wegn meiner. Aba 's muaß aus sein. Is toa Eh nit zwischen an Bettelsack und an Geldsack!" Er preßt die Lippen zusammen, spürt, daß ihre Hände, die sich, zu Fäuften geballt, gegen ihn gewehrt haben, ihn längft nicht mehr abdrängen, sondern sich an ihn klammern. "Du!" jammert er auf und füßt sich in ihr Gesicht hinein.

"I laß di nit!" sagt sie, windet die Arme um seinen Nacken und preßt sich an ihn.

Er schüttelt frampfhaft den Ropf.

"Sepp!"

"Naa." Sein Gesicht ist fest, seine Lippen verkrampsen sich, seine Augen brennen in trauriger Liebe auf ihr. "I schwör dir's, i heirat ka andere nit! I bleib ledig mein Lebn lang!"

Nach der Schlacht

Sie hatten gehaßt und gestritten Die Nacht bis zum Morgenrot. Nun liegen sie zwischen zwei Gräben Bleichwangig, verwundet und tot. Zwei Feinde friechen zusammen, Sie fühlen's: Der Haß ist ein Trug. Ein jeder verbindet die Wunden, Die wild er dem andern schlug.

Jakob Boßhart.

Sie windet ihre Urme noch fester um ihn.

"Und jest sei gscheit und geh — und denk nimma an mich! In a poar Täg is d' Arbat da fertig, dann geh i wieda fort, bis an die Grenz und vielleicht drüber hinaus . . . Denk nimma an mi!"

"I hoan di aba liab!" jammert sie auf.

Er preßt noch einmal sein Gesicht an das ihre und tritt dann mit einem festen Schritt von ihr zurück.

"Geh, Sephele, geh!" sagt er und steht mit abgewandtem Gesicht und hängenden Armen da.

Sie geht zu ihm hin, schmiegt sich an ihn.

"Sephele, geh! Und denk drüber nach! Wirscht sehn, i hab recht. A Selltochter heirat koan Knecht nit!"

"Wann's mir aba recht is!"

"Naa, naa! Dös moanst nur jetz! Dann wann s' zum Lästern anfangn im Dorf, dann siaghst es ein! Geh, Sephele, geh!"

"Dann hast mit nit liab! Dann bischt oaner, der spielt!" schreit sie.

Er steht nur still da und läßt sie in seine Augen sehen. Sie senkt di ihren und fängt zu weinen an.

Ihm zudt's im Gesicht. Er legt den Arm um sie. "Denk drüber nach!"

Sie schüttelt den Ropf.

"Denk nach!" drängt er. Und als sie sich weigert, fährt er fort: "Und Sunntig auf d' Nacht sagst mir, ob i nit recht hab! Rommst ans Gattertor um acht, da is scho sinster, ja?"

Sie nickt. "Sunntig um acht!"

Er führt sie vom Felsen fort. Noch einmal füssen sie sich, mit verquälten Augen von einander Abschied nehmend.

"Sunntig um acht!" lächelt sie mühsam, löst ihre Arme zögernd von ihm, schlingt sie ihm noch einmal um den Nacken. Dann geht sie.

Er steht noch lang und lauscht ihren Schritten nach, auch als sie schon längst verklungen sind.

Die Seph hat den Sepp nie wiedergesehen. Er ist am Sonntag nicht gekommen. Um Tage nach dem fie auf dem Holzschlag mar, ift er mitten von der Arbeit fort, seinen Rucksack über den Rücken, von den verwunderten Holzknechten nur kurz Abschied nehmend. Nachts hat er sich zum Sellhof geschlichen und der Seph einen Papierstreif, den er mit einem Stein beschwerte, aufs Fensterbrett gelegt. Auf dem Papier stand: 's geht nir. Bergiß mi! I halt, wogs i dir g'schworn hab! I heirat nia a andere!" Er ift vom Fenster fortgegangen, dann hat es ihn nach ein paar Schritten zurückgeriffen; er mußte noch einmal hin. Die Hand hat ihm gezuckt, er wollte den Zettel fortnehmen, zerknüllen, zerftampfen, morgen vor den Sellbauer hintreten und so tun, wie die Seph es von ihm verlangte und wie auch sein Herz es mit drängendem Schlag forderte. Aber da ist der Mond voll aus den Wolken hervorgekommen und hat sein Licht über das ganze reiche Sellanwesen gegoffen, und der Sepp hat fich so armselig dastehen sehen, nichts als Rucksack und Knoten= stock sein eigen. Da hat er den Kopf geschüttelt, noch einmal lang ins dunkle Fenfter geblickt und ift gegangen.

Die Seph ist ein Jahr lang schwermütig gewesen, und man fürchtete für ihr Leben. Ihr Geheimnis ersuhr niemand. Später hat sie sich im Dasein notdürstig wieder zurechtgesunden; aber sie ist ledig geblieben bis an ihr Ende!

Weltwochenschau

"Geld" und "Finanzen" in der Schweiz

94 Millionen erreicht nach 9 Monaten der Betriebsüberichuf der SBB. Und immer noch mächft die Berbefferung der Resultate. Hält die Kurve der nächsten Monate, was die bisherigen versprochen, so dürfen wir wirklich den Ausdruck "normale Verhältniffe" magen. Es liegt ja leider eine Pfychose über dem Lande, ja nicht zu glauben, es herrschten wieder "fichere" oder "regelmäßige" Berhältniffe in Politit und Wirtschaft. So wie die Zürcher Bauern und Freifinnigen die Verbeugung vor Moskau für notwendig gehalten und nach Genfer- und Neuenburger=Borbild eine "Initiative für das Berbot der kommuni= ftischen Bartei und aller ähnlichen Bereinigungen" durchgeteufelt haben, genau so sigen in der Wirtschaft die unheilbaren Beffimiften, die durchaus die wiedergekehrte "Gefundheit" nicht sehen wollen. Es ift ja schon im persönlichen Leben so, daß mancher seinen Lebenszweck in einer eingebildeten Krankheit sucht. Warum nicht auch in Politik und Wirtschaft? Schimpfen, Haffen, Schwarzsehen, Weltuntergang-Prophezeien sind für allerlei Leute Quellen der Lebensfraft! Denn das Leben ift paradog,

Es gäbe vielleicht einen Grund, die "Normalität" anzuzweiseln: Die bald 100 Millionen der SBB reichen noch nicht aus, um die Zinsenlasten auszugleichen. Es müßte also noch mehr herein! Oder aber man müßte versuchen, die Zinsen zu reduzieren. Oder wenigstens der Reduktion nicht im Wege zu stehen. Ob das wohl möglich wäre?

Da wird uns vorgerechnet, daß im letten Jahr nicht weniger als 1,2 Milliarden gute Schweizersfranken in USU Anlage gesucht haben. Genauer gesagt: Fremdes Fluchtkapital, das vordem in der Schweiz gesessen, und schweizerisches Kapital wandern ins Land Roosevelts aus. Borher standen sie uns zur Berfügung. Und hätte man Borsorge getroffen, hätte man ihnen die Abwanderung irgendwie erschwert, würden sie wahrscheinlich den Zinssusstatt heruntergedrückt haben. Was man übrigens erwartete. Und damit wäre vielleicht doch die Erleichterung der SBE-Zinslasten und die Erringung des "total-normalen" Gleichgewichts möglich gewesen?

In jüngster Zeit hat man den französischen Sisenbahnen 200 Millionen zu 4% gepumpt. Keine Warnung vor der "Bolksfront" hat genützt. Die Kapitalisten hatten einsach zu Blum-Chautemps Vertrauen. Und dazu plagte sie die Sorge wegen des Zinsfußes in der Schweiz!

Wenn nur der Bund mit seinem Budget nicht am Ende auf diesen Zinssuß drückt! Man denke, in seinen 530 Millionen-Ausgaben sigurieren mehr als 80 Millionen Tilgungen. Und die 40 für die SBB bereitgestellten Millionen werden mehr sein als das bei SBB erwartete Rest-Desizit von 30 Millionen! Da wärs doch bald Zeit, daß der Bund wieder Schulden machte? Um des heiligen Zinssußes willen? Denn alles, ganz alles etsparte Geld kann und will man doch nicht im Ausland anlegen?

Zu viel Geld, zu wenig "Finanzen". Wirtschaft, Horatio!

England zögert und ... drängt.

Was England eigentlich will, weiß man nicht. Des Rätsels Lösung besteht darin, daß unter der Obersläche zwei Parteien um die Führung ringen. An der Spize der einen steht Eden und der größere Teil der Regierung. Die andere Gruppe zählt weniger öffentlich bekannte, dafür aber heimlich mächtige Lords und Nichtlords. Eden bezeichnete in seiner letzen großen Rede vor dem Unterhaus als das Ziel Englands in Europa: Durchhalten in der Nichteinmischungspolitik Spanien gegenüber, aber zugleich Wahrungspolitik Spanien gegenüber, aber zugleich Wahrung der britischen Interessen. Das heißt: Man trennt säuberlich. Dort, wo die Einmischung der Andern England gefährlich werden konnte, wird die Toleranz Londons endlich ein Ende nehmen. Vielleicht hätte sie schon ein Ende genommen, müßte die Regierung (und die hinter ihr wirfende öffentliche Meinung) nicht